

Für unsere Kinder

Nr. 24 ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ 1909

Inhaltsverzeichnis: Morgen. Von E. Preczang. (Gedicht.) — Erntefest in der Laubentkolonie. Von B. Martin. — Der Teufel in der Not. Von Detlev von Liliencron. (Gedicht.) — Eine Floßfahrt auf dem Main: VI. Am Speßart vorüber. Von Heinrich Wandt. — Die Heide blüht! Von Brand. — Das Lumpengesindel. Märchen von den Brüdern Grimm. — Langliebchen. Von Friedrich Gull. (Gedicht.)

Morgen.*

Von Ernst Preczang.

Morgensonne auf dem Gipfel!
Schimmer, leuchtend, goldenrot!
Sieh, der Sturm geht durch die Wipfel
Und zerbricht, was morsch und tot.
Und er jauchzt in all das Stöhnen:
Auch der Kampf ist ein Genuß!
Und es hallt in frohen Tönen:
Kommen wird, was kommen muß!

○ ○ ○

Erntefest in der Laubentkolonie.

Die kleine Ida stand vor der Haustür und sah mißmutig in die Welt. Obwohl es Sonntag nachmittag war und die Sonne so freundlich schien, als wollte sie alle Menschen zur Freude einladen, blieb Idas Gesicht ernst und finster. Und es wurde noch finsterer, wenn andere Kinder recht fröhlich an der Kleinen vorbeigingen. Das war gewiß nicht schön; ein gutes Kind soll sich mitfreuen, wenn es andere Kinder fröhlich sieht. Wir wollen Ida aber nicht schelten, denn sie war selbst noch nie recht fröhlich gewesen. Sie zählte erst acht Jahre und mußte doch schon viel arbeiten.

Früher hatte sie mit ihren Eltern auf einem Gut gewohnt. Dort waren Vater und Mutter alle Tage zur Arbeit gegangen, und sie hatte ihren kleinen Bruder warten müssen, noch ehe daß sie in die Schule kam. Nun wohnten ihre Eltern seit einem Vierteljahr in Rißdorf. Der Vater war Kutscher in einem Lastfuhr-geschäft, die Mutter hatte für mietsfreies Wohnen die Hausreinigung übernommen.

Hier hatte es Ida noch schlechter als auf dem Lande. Die Eltern arbeiteten schwer den ganzen Tag und waren ebenso müde und mürrisch wie früher. Die Mutter war eine harte Frau. Wenn sie es auch gut meinte, so klang ihre Stimme doch rauh und grob. Ida mußte in der Wirtschaft und bei der Hausreinigung ordentlich helfen und bekam noch viel mehr Schularbeiten auf als vorher. Im Hause wohnten noch viele Kinder, aber die hatten das kleine Mädchen nicht gern, weil seine Mutter schimpfte, wenn sie aus dem Hofe spielten oder sie auch davonjagte. Ich wollte es eigentlich nicht verraten, aber ich muß doch der Wahrheit die Ehre geben: wenn die Mutter das tat, so freute sich Ida darüber. Das war recht schlecht von ihr, aber sie konnte nicht gut sein, weil sie noch nichts Gutes erfahren hatte.

Wie Ida nun so vor der Haustür stand, ertönte auf einmal lustige Musik. Bald darauf sah sie viele festlich gekleidete, fröhliche Menschen in einem Zuge um die Ecke kommen. Als die ersten schon dicht bei ihr waren, drängten aus der anderen Straße immer noch mehr nach. Ida sah sich staunend den langen Zug an, und ihr Gesicht verlor den finsternen Ausdruck. Dem Zug voran gingen drei Männer. Die trugen eine wehende grüne Fahne, auf der ein großer Kürbis, ein Kohlkopf und mehrere Stauden Buschbohnen gemalt waren. Ihnen folgten zwei Reihen junger Mädchen als Schnitterinnen gekleidet, buntgeschmückte Harken über der Schulter tragend. Dann kamen drei Leiterwäglein, auf denen von Blumen umgeben kleine Mädchen saßen. Jeder Wagen wurde von einem Ziegenbock gezogen, den ein Mann führte. Hinter den Wagen gingen viele Männer und Frauen. Den Beschluß machte ein wunderbar gekleideter Schulmeister mit vielen fröhlichen Mädchen und Knaben. Die bunten Mägen der Jungen und die noch bunteren Häubchen und Bänder der Mädchen schillerten und glänzten im hellen Sonnenschein. Das war ein Platiern und Bogen, wie es unsere Ida noch nie gesehen hatte. Aus allen Fenstern wurden Köpfe herausgesteckt, und aus allen Türen kamen Leute herbei. Sogar Idas Mutter hatte ihre Arbeit liegen lassen und wollte sich den herrlichen

* Aus „Im Strom der Zeit“. Verlag J. S. W. Dieß Nachfolger. Stuttgart 1908.

Zug anschauen, den Erntefestzug der Laubentolonie. Jede bunte Mähe und jedes flatternde Bändchen rief den Leuten und besonders den Kindern zu: „Kommt mit!“ Und die Sonne lockte hell vom Himmel herab: „Geht mit!“ Und einer von den letzten Knaben blieb stehen und rief: „Kommt mit!“ Ida wurde ganz rot. Sie glaubte bestimmt, daß der Knabe gerade ihr so zugerufen habe. Sie sah sehnsüchtig dem Zuge nach. Wie er sich immer weiter entfernte, wurde ihr so weh, daß ihr fast die Tränen kamen. Sie bat ihre Mutter: „Komm, wir wollen mitgehen!“ Aber die Mutter war hart und heute noch verbrießlicher als sonst, weil der Vater Kartenspielen gegangen war. „Ich geh' nicht mit“, sagte sie mit der gewohnten rauhen Stimme, „du kannst ja hinterhergehen, aber ohne Geld lassen sie dich doch nicht dazu, und ich habe für solche Sachen nichts übrig!“ Dabei blieb sie, obwohl sie zehn Pfennig für die Kleine übrig gehabt hätte. So lief Ida allein und ohne Geld hinter dem Zuge her, der schon weit fort war. Ihr Verlangen dabei zu sein war stärker als ihre Scheu vor den fremden Menschen. Die Sehnsucht nach Freude war in ihr mächtig geworden. Wohl hatte sie schon von anderen Kindern gehört, daß es in der Laubentolonie schön sei, aber erst der Erntefestzug hatte in ihr die Sehnsucht geweckt, sich zu freuen. Sie lief und hörte kaum noch, daß die Mutter ihr nachrief, sie solle ja nicht zu lange bleiben.

Nun stand Ida vor der Gartentolonie und staunte über die Pracht. Aber den weinumrankten Lauben, den grünen Zäunen, Sträuchern und Bäumen, über den herrlich blühenden Blumen erhob sich ein Wald bunter, flatternder Fahnen und Bänder. Die Kleine betrat langsam und zögernd einen der Gänge, wo sie die meisten Leute vor sich her gehen sah. Als sie aber an den Festplatz kam, der am schönsten geschmückt war, konnte sie nicht weiter. Ein Mann stand vor dem Eingang und ließ niemand hinein, der nicht ein Billett hatte oder ein solches kaufte. Es mochte ihm selbst leid tun, daß er Ida zurückweisen mußte, aber er durfte sie nicht hereinlassen.

Mit Sehnsucht, ja mit Bier blickte das Mädchen auf die fröhliche, hin und her wogende Menge. Es ging ihm gerade so wie früher, als die Eltern noch auf dem Lande lebten. Auch dort konnte Ida immer bloß von weitem zusehen, wenn eine Hochzeit, eine Kindtaufe oder sonst ein Fest gefeiert wurde. Es fiel ihr jetzt ein, wie die Kinder der reichen

Bauern sie und andere arme Kleinen von den Türen fortjagten, wenn sie den Festlichkeiten im Hause nur ein wenig zusehen wollten. So war sie auch hier auf nichts Gutes gefaßt. Aber nur der Gewalt wollte sie jetzt weichen, das hatte sie sich fest vorgenommen.

Vor ihr auf dem Festplatz wurde der Jubel immer größer. Die Kinder sprangen um den Lehrer und nahmen sich sogar heraus, ihn am langen Rock zu zupfen. Dann tat der Lehrer gewaltig böse, oder er ging vor der tollen Schar davon. Das gab einen Jubel! Sobald aber jemand dreister wurde, als einem guten Kinde erlaubt ist, verstand es der Schulmeister bestens, ihn in die gehörigen Schranken zurückzuweisen.

Jetzt sah Ida auch den Knaben, der auf der Strafe gerufen hatte: „Kommt mit“. Er hatte zwei kleinere Knaben bei sich, die ebenso gekleidet waren wie er. Jetzt trat er mit ihnen auf zwei Männer zu, die am Schenktisch standen, und begrüßte sie. Einer der Männer reichte dem Knaben ein Glas mit Bier und wollte ihn trinken lassen. Ida konnte hören, wie er sagte: „Da trinke mal, Oswald, daß du groß und dick und stark wirst!“ „Oder schwach und krank und dumm,“ antwortete der Knabe rasch, ohne sich zu besinnen, und schickte sich an, mit seinen Brüdern weiterzugehen. Da sah er Ida vor dem Festplatz stehen und wollte auf sie zugehen. Derweilen aber wäre sein kleinster Bruder fast zu Schaden gekommen. Der war noch ein Dummerchen und wollte das Bier trinken, das seine Brüder verschmäht hatten. Oswald wurde das noch rechtzeitig gewahr, sprang schnell hinzu und hielt ihm die Hand vor den Mund: „Haft du vergessen, daß du kein Bier trinken sollst?“ sagte er lebhaft. Dann wandte er sich zu einem der beiden Männer, die über seinen Eifer lachten, und sagte: „Geben Sie mir lieber einen Nickel, Dankel Lange!“

Ida konnte sich nicht genug wundern über das, was sie sah und hörte. Warum wohl die Jungen das Bier nicht tranken? Wie schnell gab der Mann den Groschen heraus! Noch größer aber wurde ihr Staunen, als der Knabe für den Groschen ein Billett kaufte und es ihr brachte. Es blieb ihr jedoch nicht viel Zeit zum Verwundern oder zum Besinnen. Der Knabe faßte Ida bei der Hand und zog sie auf den Festplatz, mitten hinein in den Strudel fröhlich lärmender Menschen. Als er merkte, daß das kleine Mädchen ängstlich wurde, rebete er ihm zu, mitzukommen nach der Laube seiner

Eltern. Dort sei es schöner, weil weniger Menschen da seien, auch hätten seine Eltern ein Karussell, auf dem alle Kinder fahren könnten. Ida folgte dem Knaben gern und wurde unterwegs mit ihm und seinen Brüdern nach und nach vertrauter.

Oswalds Eltern hatten ihre Laube nicht so reich geschmückt wie die meisten anderen Kolonisten, auf ihrem Lande schienen lauter Kinder gewachsen zu sein. Ida machte große Augen. Was da alles war: eine Schaukel, in der vier kleine Mädchen saßen; zwischen zwei aufrechtstehenden Balken eine lange Eisenstange, an der mehrere Zungen turnten; auf einem freien Platz endlich das Karussell. Das war eine dicke Eisenröhre, über der quer ein großes, starkes Brett befestigt war. Das konnte man drehen wie ein Karussell, und wer sich darauf setzte, wurde gefahren. Das Karussell trug immer sechs oder acht Kinder, und noch mehr standen herum und warteten, bis an sie die Reihe käme.

Ida wagte sich zuerst nicht in den Garten hinein. Aber Oswalds Eltern redeten ihr freundlich zu, und sie sah so gut aus, daß die Kleine bald alle Scheu überwand. Als sie erst geschautelt hatte und im Kreise herumgefahren war, glühten ihre Wangen und leuchteten ihre Augen vor Freude wie bei den anderen Kindern. Manche von diesen gingen bald fort, um in der Laube ihrer Eltern Kaffee zu trinken. Ida wurde eingeladen, noch da zu bleiben. Sie bekam einen Platz an dem Kaffeetisch, um den sich Oswald und seine Geschwister mit ihren eingeladenen Gespielen sammelten. Wie mundeten allen der Milchkaffee und die Schrippen. Auch Stolle gab es, mit Zucker bestreut; zu Kuchen hatte es den guten Gastgebern nicht gereicht, weil zu viel Gäste zu speisen waren.

Den ganzen Nachmittag spielten die Kinder lustig und sangen dabei. Alle waren froh und friedlich, und niemand schalt sie. Ida wurde immer froher und ausgelassener. Wenn sie auf dem Brett im Kreise herumfuhr, kreischte sie vor Vergnügen.

Als mit dem Abend die Dunkelheit hereinbrach, kammten von allen Seiten herrliche, farbige Lichter auf. Ein langer Fackelzug mit Musik und Gesang kam dahergezogen. Ist und Jung schloß sich ihm an. Ida wußte nicht, wohin sie zuerst sehen sollte. Sie war wie bezaubert von Lust und Freude. Mit allen zusammen stürmte sie durch die Gänge zwischen den Lauben und Gärten zu den großen Straßen

hin, die etwas höher gelegen waren. Als sie dort angekommen waren, nahm Oswalds Vater ein Kind nach dem anderen auf den Arm, und ließ so nacheinander alle auf das bewegte, hin und her flutende Flammenmeer blicken. Er wurde nicht müde, das wieder und wieder zu tun.

Da auf einmal standen Idas Eltern vor der kleinen Gesellschaft. Gerade als Oswalds Vater das Mädchen auf dem Arm hielt und ihm den Glanz und Jubel zeigte. Idas Vater hatte bei dem schönen Wetter niemand gefunden, der mit ihm Karten spielen wollte. So hatte er sich gelangweilt und war nach Hause gekommen. Nachdem die Eltern abends das Gas im Haus angesteckt hatten, waren sie nach der Laubekolonie gegangen, denn Idas langes Ausbleiben begann sie zu beunruhigen. Als sie jetzt plötzlich ihr Töchterchen vor sich sahen, taten sie, als wollten sie schelten, doch Ida merkte recht gut, daß es ihnen nicht ernst damit war. Der schöne Anblick hatte auch sie freundlicher als sonst gestimmt. Auf gutes Zureden von Oswalds Eltern gingen sie mit nach dem Festplatz, wo nun der Eintritt nichts mehr kostete. Der Platz war so mit Menschen überfüllt, daß man sich kaum bewegen konnte. Darum riefen Oswald und seine Eltern alle befreundeten Kinder zusammen und luden auch Ida und ihre Eltern ein, mit nach der Laube zu gehen, wo es nachmittags so schön gewesen war. Unterwegs bekam Ida von ihrem Vater eine Stocklaterne, wie alle Kinder sie trugen. Soviel Kinder hatten sich um Oswalds Eltern gesammelt, daß sie in einem stattlichen Fackelzug der Laube zu marschierten. Nun ging es dort erst recht lustig zu. Das einfache Karussell drehte sich bald wieder flink im Kreise. Die Kinder, die darauf fuhren, trugen ihre Stocklaterne in der Hand, die anderen aber standen mit ihren Lampen im Kreise darum, und alle sangen die schönsten Lieder, die sie konnten. Aber auch das herrlichste Vergnügen muß ein Ende haben. Es war spät geworden, und daher hieß es für alle, nach Hause zu gehen. Idas Eltern wollten sich bei den lieben Wirtsleuten für die genossene Gastfreundschaft bedanken. Aber Oswalds Mutter wehrte allen Dank ab und sagte einfach: „Wir Arbeiter und Arbeiterfrauen müssen alle zusammenhalten, und einer muß dem anderen das schwere Leben leichter machen helfen!“ — „Und das wollen wir unsere Kinder auch lehren,“ setzte Oswalds Vater hinzu. Oswald aber rief Ida zu: „Wenn es dir gefallen hat, dann komm nur nächsten Sonntag

wieder her. Hier ist es immer schön, wenn auch nicht immer Gentesfest ist."

Iba versprach wiederzukommen. Sie hatte an einem Tage mehr Gutes gelernt als in ihrem ganzen bisherigen Leben: sie hatte gelernt, andere Kinder lieb zu haben. W. Martin.

o o o

Der Teufel in der Not.

Von Dectev von Eilencron.

Ein Ritter aus dem Stegreifbund,
Der emsig seine Bauern schund,
Der mußte was erleben.
Wie das so kam und wie's geschah,
Erzählte mir die Großmama,
Und die kann Märchen weben.

Der Ritter hatte einen Wald,
Von süßem Vogelsang durchschallt,
Drin standen viele Eichen.
Die eine, umfangreich wie nie,
Sechs Männer kaum umspannten sie,
Fand nirgends ihresgleichen.

Einst sprach der Junker voller Hohn
Zu einem Rätner: Komm, mein Sohn,
Begleit mich in den Hagen.
Siehst du die alte Eiche hier?
Die fällst du in zwei Stunden mir,
Sonst soll der Block dich plagen.

Der Bauer winselt und beschwört
Vor seinem Herrn, von Angst betört,
Das könn' er niemals zwingen.
Doch der sagt weiter ihm kein Wort,
Dreht ihm den Rücken und geht fort:
Es wird ihm schon gelingen.

Da steht der Ärmste nun allein.
Wer steht vernummt im Sonnenschein?
Ist's einer von den Seinen?
„Du alter Knecht, was willst du hier?
Den Baum zu schlagen helf ich dir,
Gehöre zu den Deinen.“

Ein Glanz wie Blitz, die Eiche schwankt,
Die Krone tracht, die Wurzel wankt,
Nun liegt sie starr im Staube.
Ein Wagen kommt, drei Rappen vor:
Jetzt fahren wir durchs Gartentor
Dem Grafen vor die Laube.

Die Klepper keuchen durch den Kot,
Die Peitsche knallt, die Peitsche droht,
Die Peitschenhiebe sitzen.

Und unbarmherzig trifft im Hag
Wie Hagelwetter Schlag auf Schlag,
Die magern Säule schwingen.

Die Zügel hält der alte Knecht
In seiner Linken fahrgerecht,
Die Peitschenhiebe sausen.
Aus seinen Fingern, fort im Trott,
Spritzt Funf auf Funke, straf mich Gott,
Den Rätner packt das Grausen.

Der Graf, als er den Zug gewahrt,
Fährt sich verduzt durch Haar und Bart:
Das ist ja meine Eiche!
Heda, wer ist der andre Mann?
Woher die Pferde, das Gespann?
Was find mir das für Streiche?

Da schnarrt der alte Fuhrmann plump:
Du Leuteschinder, Laufelump,
Sieh dir mal an die Kracken:
Dein Vater, Großvater sind zwei,
Dein Urgroßvater, das macht drei,
Die kannten auch das Placken.

Ich bin der Teufel, schäbiger Schuft,
Der gern dich in die Hölle ruft,
Da sollst du nicht verfrieren.
Nimm dich in acht, du Hundesohn,
Und denk an mich und meinen Thron,
Sonst fahr ich bald mit vieren!

o o o

Eine Floßfahrt auf dem Main.

VI. Am Speßart vorüber.

Vom waldigen Speßartgebirge habt ihr in der Geographiestunde gewiß ein wenig gehört. Nehmt eure Landkarten zur Hand und packt eure Erinnerungen aus! Seht, da liegt der Speßart im Nordwesten Bayerns, in Unterfranken. Seine waldegekrönten Gipfel, deren höchster der Geiersberg ist, füllen den letzten großen Bogen aus, den der Main beschreibt, ehe er sich nach Norden wendet, Aschaffenburg zu. Oder richtiger: das große, gegen Norden offene Viereck, das der Fluß in zahllosen Windungen und Krümmungen bildet. Wo im Norden die Speßarthöhen aufsteigen, grüßen sie nach Westen den massigen Vogelsberg, im Osten halten sie mit der Rhön Nachbarschaft. In abwechslungsreicher Flucht ziehen sie nach Südwesten, wo ihnen gegenüber am linken Mainufer der Odenwald aufragt. Das alles könnt ihr auf der Landkarte sehen. Aber was sie euch mit allen Backen, Bäckelchen und

Bögelchen der Flußlinie, mit allen seinen Schraffierungen der Bergzüge nicht zeigen kann, das ist die mutwillige, überschäumende Kraft, mit der der Main sich in den tollsten Windungen zwischen den Bergen durchdrückt und durchschlängelt; das ist der Glanz und Tanz seiner Wellen und die Lieblichkeit seiner Ufer; das ist der Wechsel zwischen schroff aufsteigenden und sanft geschwungenen Gipfeln und die düstere Pracht der riesigen Wälder, mit denen sie bedeckt sind. Da müßt ihr schon einmal „sparen“, wenn ihr etwas zu sparen habt, euer Ränzeln schnüren und euch das herrliche Land ansehen.

Die dunklen Hänge des Speessart tragen viele helle Flecke: das sind Rotfandsteinbrüche, die prächtiges Baumaterial liefern, wie ihr schon wißt. Zahlreiche Burgruinen krönen seine Höhen. Die Speessartgipfel mußten im Mittelalter die adligen Herren geradezu anlocken, hier ihren Forst zu bauen. Weil die Höhen schwer zugänglich waren, so boten sie auch guten Schutz gegen belagernde Feinde. Der unten vorüberauschende Strom aber war eine Straße, auf der reich beladene Frachtschiffe dahinzogen und fette Beute versprachen, und in den Städten am Ufer sammelten Handwerker und Kaufleute Reichtümer an. Wieviel könnten nicht die Berge, die Trümmerhaufen erzählen von wilder Tapferkeit und Blutvergießen, von Raub- und Rachezügen! Die Sage hat ihre bunten Fäden um die waldigen Bergkuppen und alten Ritterneße gesponnen. Auch nach dem Mittelalter noch haben die Höhen und die düsteren unheimlichen Waldgründe des Speessart Krieger, Räuber und die Phantastie angezogen. Die merkwürdigen Abenteuer des jungen Simplissimus, von denen ihr manche kennt, haben sich zum Teil im Speessart zugetragen. Der früh verstorbene schwäbische Dichter Wilhelm Hauff hat eine spannende Räubergeschichte geschrieben: „Das Wirtshaus im Speessart“. Und wie viele gruselige Erzählungen gehen im Volke um.

An diesem Speessart vorüber ging unsere Floßfahrt. Das Städtchen Vohr, wo wir geankert hatten, liegt gleichsam an der östlichen Eingangspforte zu dem wildromantischen Waldgebirge. Von da aus trieben wir anderen Morgens mit den silberglänzenden Wellen in den leuchtenden Tag hinein. Wilde zerrissene Bergklüften mit finsternen Waldgründen glitten am rechten Ufer an dem entzückten Auge vorüber. Jäh stiegen die mit Laubwald bekleideten

Berge auf, von deren steilen Gipfeln fagenumwobene Trümmerhaufen zerfallener Burgen heruntersehauten. Solch eine malerische Ruine ist die des einstigen Schlosses Notensfels. Als wir weiterfuhren, stahlen sich die ersten Strahlen der Morgensonne durch die öden Hallen und gespenstig grinsenden leeren Fensterhöhlen. In den gewaltigen Rotfandsteinbrüchen an den Bergen regten sich viele hundert fleißige Hände. Hier finden die armen Speessartbewohner einen dürstigen Verdienst. Schwer ist ihre Arbeit und gefährvoll noch obendrein. Man muß die Männer gesehen haben, wie sie in sengender Sonnenglut bald mit weitausgeholtten, wuchtigen Schlägen, bald mit geduldiger, zäher Ausdauer den Stein brechen, bohren, sprengen, verladen. Man fühlt dann, daß Menschenkraft und Menschenblut an den Steinen hängt, an denen wir so oft achlos vorüberschreiten. Auf langen Rähnen, sogenannten „Steinschiffen“, werden die gebrochenen und zugehauenen roten Sandsteine stromauf- oder abwärts geschleppt. Die Besitzer der Steinbrüche sind reiche Leute, die Männer, die die Steine brechen, behauen und verladen sind arme Teufel. An welcher elenden Hütten zog nicht unser Floß vorüber. Und dann die Kinder! Sobald sie in manchen ärmlichen Dörfern nur von weitem des Floßes ansichtig wurden, galoppierten sie eiligt ans Ufer. In armselige Lumpen gehüllt, erhoben die barsüßigen Jungen und Mädchen bittend die Arme, ihre Augen blickten ängstlich, und mit dem lautesten Tone ihrer zarten Stimme riefen sie uns ihr Sprüchlein über den Strom: „Flößer, bitte gib mir ein Stück Brot, ich bete ein Vaterunser, daß du glücklich hinunterkommst!“ Die Flößer, die wissen, wie Hunger tut, lassen keines der Kinder vergeblich rufen.

Gegen Mittag kam unser Floß an Homburg vorüber. Das ist ein steil aufsteigender, wild zerklüfteter Burgfels, um welchen sich malerisch die Häuschen des kleinen Ortes gruppieren. Auf dem Felsen entspringt eine starke Quelle, welche nacheinander sieben Mühlen treibt, ehe sie sich nach kurzem Laufe in den Main ergießt. Den schönsten und interessantesten Anblick genossen wir an diesem Tage, als wir in später Nachmittagsstunde das badische Städtchen Wertheim passierten. Es liegt am linken Ufer des Mains, dort wo die Tauber in diesen einmündet, und wird von einer imposanten Schlossruine überragt. Wertheim, das heute etwa 4000 Einwohner zählt, war im Mittelalter der Hauptort der freien Grafschaft gleichen Namens. Die Grafen von Wertheim haben

zeitweilig in der deutschen Geschichte eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Ein Graf Georg von Wertheim vereinigte sich im Bauernkrieg mit dem Heere der Bauern unter dem Ritter Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand zum Zuge gegen den Bischof von Würzburg. Vielen Burgen im Speessart und an dem Main entlang wurde der rote Hahn aufs Dach gesetzt, und als glutrote Fackeln leuchteten sie den freiheitsdürstigen Bauern zu ihrem Rachezug gegen die tödlich verhassten Unterdrücker.

Angehts des kleinen, langgestreckten Ortes Stadtprozelten, welcher im Scheine der untergehenden Sonne am rechten Mainufer vor uns lag, gingen wir diesen Abend vor Anker. Vom purpurnen Abendrot verklärt, lag eine gewaltige Schlossruine da: die einst angesehene Bergfeste der Grafen von Henneberg, „Laufenberg“ oder „Henneburg“ heißen, welche 1688 wie so viele andere deutsche Schlösser von den Franzosen zerstört wurde. Da heute Samstag war, saßen die Flößer der schönen Nacht zu Lieb noch lange gemütlich außerhalb der dunklen Bretterhütte beisammen. Von der fernen Heimath wurde dabei geplaudert, denn der kommende Sonntag machte die Erinnerung daran besonders lebendig.

Spät abends kam unser „Dicke“ leuchtend zum Floße zurückgerudert. Er hatte in der Dämmerung Stadtprozelten einen Besuch abgestattet und auf Rechnung der Flößer einige Pfund Mehl, Milch und frische Eier eingehandelt. Morgen wollte er als Sonntagschmaus seinen Kameraden duftende Apfelsüchlein aufstischen. Die Apfel hatte er schon vor zwei Tagen von einem Fischermädchen geschenkt erhalten und einstweilen fein säuberlich unter unserm Lagerstroh versteckt. Jetzt wollte er sie holen, um sie zu schälen. Aber o wehe! Als er unter dem Stroh wühlte, konnte er nur noch die harten Stiele und die sauber abgenagten Kerngehäuse der Früchte finden. Das andere hatten die Mäuse gefressen, die als blinde Passagiere mitzuführen. Was half's, daß in der Frühe des nächsten Tages der erbohte Koch einen grimmigen Rachezug unternahm, welchem dreizehn muntere Mäuslein zum Opfer fielen? Beim Mittagmahl mußten wir statt leckere Apfelsüchlein trockene Pfannkuchen verzehren. Von den Flößern bedauerte aber jeder lebhaft, daß er nicht vor den Mäuslein die geheime Speisekammer des Koches entdeckt hätte.

Heinrich Wandt.

o o o

Die Heide blüht!*

Liebe Freunde!

Die Heide blüht! Die bescheidene Birne, die von niemand geachtet wurde, hat sich ein königliches Purpurgewand über die braunen Schultern geworfen, und ist nun viel schöner als alle stolzen Fräulein bei Hofe. In ihrem wirren Haar leuchtet eine goldgelbe Arnika-Blüte; die blauen Glockenblumen sind ihre Augen und Heiderosen ihr roter Mund. Da steht sie nun und freut sich ihrer wilden Schönheit, und die liebe Sonne überschüttet sie mit einem Meer von Glanz und Pracht.

Nur die alten Föhren stehen grämlich beiseite in ihrem graugrünen Nadelgewande, das jahraus jahrein sich gleichbleibt, als wollten sie sagen: Wozu der Lärm? In einigen Wochen ist die ganze Herrlichkeit vorüber, und dann kümmerst sich kein Mensch mehr um das arme braune Mädel.

Ob die alten Fagelstolze recht haben?

Die Heide blüht! Als ich vor einigen Tagen — es war an einem Sonntag Abend — in B. aus dem Zuge stieg, traf ich auf dem Bahnhof zahlreiche Leute, die augenscheinlich der Heide einen Sonntagsbesuch abgestattet hatten; jeder hatte ein Bündel blühender Heide von beträchtlichem Umfang mitgebracht. Gelegentlich habe ich solch einen Sonntagsbesucher gefragt, wie es ihm in der Heide gefallen habe. „Ja, wissen Sie, in dieser Zeit ist die Heide wirklich wunderschön, das ist wahr, aber wenn die Blütezeit vorüber ist, dann allerdings möchte ich dort nicht begraben sein. In den Bergen ist's doch schöner!“

Da habt Ihr's! Sie sehen nur den Glanz und Flimmer. Den Charakter einer Gegend, eines Landes lernen sie nicht kennen; sie beurteilen wahrscheinlich auch den Menschen nach seinem Kleide. Gewiß sind die Berge mit ihren Wäldern schön; auch das Meer ist schön, und die grüne Marsch und das düstere Moor. Jede Gegend hat ihre eigentümliche Schönheit. Aber nicht jeder sieht sie. Man kann sie nur kennen lernen, wenn man fortgesetzt ihre unzähligen Lebenserscheinungen beobachtet und besonders die verborgenen, von denen der Vorübergehende überhaupt nichts bemerkt.

Da hört und liest man nicht selten: Die Heide ist eine öde Gegend. „Öde“ soll heißen

* Aus dem prächtigen Buch unseres leider erkrankten Freundes Brand: *Ulenbrook*, Briefe aus der Heide. Berlin, Buchhandlung Vorwärts. Wir können es nicht herzlich genug empfehlen.

leblos. Nun bitte ich Euch inständig: Legt Euch zu irgendeiner Zeit, wenn das Wetter es erlaubt, nur auf eine Stunde an irgend einen Fleck der Heide ins Kraut und beobachtet den Boden in einem Meter Geviert um Euch herum, und ich verspreche Euch, Ihr werdet das rührigste Leben beobachten, winzig zwar, aber höchst sonderbar, von dem die meisten Menschen nicht die mindeste Ahnung haben.

Diese Beobachtungsmethode, mich lang ins Heidekraut zu legen, und höchst behaglich, aber mit größter Aufmerksamkeit die Vorgänge um mich anzuschauen, habe ich auf Ulenbrook in der letzten Zeit mit viel Erfolg angewendet. Einer der häufigsten Vögel in dieser Gegend ist der Baumpieper, ein Vogel, der den Lerchen sehr nahe verwandt ist. Trotzdem nun auf Ulenbrook mindestens zwei oder drei Paare brüteten, konnte ich doch lange Zeit das Nest nicht finden, bis ich eines Tages wieder regungslos in der Heide liege und sehe, wie ein Baumpiepermännchen in kurzen Zwischenräumen mehrere Male nach derselben Stelle am Boden niederfliegt. Nachdem ich mir die Stelle genau gemerkt hatte, und nachsah, fand ich denn auch das mit fünf grauen Eiern belegte Nest. Auf andere Weise hätte ich's auch kaum gefunden, denn von oben war es überhaupt nicht zu sehen; nur ein kleiner seitlicher Eingang führte in die winzige Laube, in der es stand, und der war nur zu sehen, wenn ich mich stark bückte.

Auf diese Weise habe ich auch das Nest des Fitis entdeckt, das womöglich noch verborgener sitzt, als das des Baumpiepers. Das Heidekraut ist überhaupt ein ganz vorzügliches Versteck für allerlei Erdnister. Und für zahllose Insekten! Was da alles kriecht und krabbelt und springt!

Nicht weit von hier in einer hügeligen, sandigen Partie der Heide habe ich Wesen kennen gelernt, die auch ich bis dahin noch nicht kannte: die Schnarrheuschrecken. Die großen grünen Heuschrecken werdet Ihr kennen, „Kohlspringer“ nannten wir Kinder sie; die sind nicht gemeint; die Schnarrheuschrecken sind fast ebenso groß, aber viel, viel schöner. Ihre Flügeldecken sind dem Heideboden täuschend ähnlich, und hätten sie sich durch das sonderbare Schnarren beim Auffliegen nicht verraten, ich hätte kaum einige erwischt. Die glasartigen Flügel dagegen sind um so lebhafter gefärbt; bei der kleinsten Art sind sie blau, bei einer zweiten größeren zinnoberrot und bei der größten Art rosa und sächerförmig. Es sind

also höchst eigenartige Tiere, die den buntesten Schmetterlingen an Farbenreiz durchaus nicht nachstehen.

Schmetterlinge gibt's hier in erstaunlicher Menge, und zwar nicht nur die allbekanntesten: Pfauenauge, großer und kleiner Fuchs, Admiral, Zitronenfalter und ähnliche, sondern auch seltene Arten: Distelfalter, Trauermantel, einige Bläulinge und sogar den schönen Schillfalter. Das wäre hier also die rechte Gegend für einen Schmetterlingsfänger. Sammelt Ihr auch? Ich will Euch nur gleich gestehen: Ich halte nicht viel davon, wenn Kinder Schmetterlinge, Käfer und dergleichen sammeln, weil es in der Regel nicht mit der nötigen Sorgfalt geschieht. Es gehört eine große Summe von Fleiß, Geschicklichkeit und Geduld dazu, die Tierchen zu fangen, sauber zu präparieren, einzuordnen und vor Verderben zu schützen. Allerdings, wenn alles dieses zusammentrifft, dann kann ich mir kaum etwas Unterhaltenderes, Bildenderes und Schöneres denken, als eine Sammlung von Naturkörpern. Und das laßt Euch gesagt sein: Einen Vogel, einen Schmetterling, einen Käfer, eine Pflanze oder was es auch sei, das lernt Ihr erst wirklich kennen, wenn Ihr es in der Hand gehabt habt, um es von allen Seiten betrachten zu können. Daß damit nicht notwendig ein Löten verbunden sein muß, ist klar, und daß wir uns erst recht hüten werden vor jeglicher Tierquälerei, das brauche ich Euch wohl nicht mehr zu sagen. . .

Auf Wiedersehen! Euer Freund Brand.

o o o

Das Lumpengefindel.

Märchen von den Brüdern Grimm.

Hähnchen sprach zum Hähnchen: „Jetzt ist die Zeit, wo die Nüsse reif werden, da wollen wir zusammen auf den Berg gehen und uns einmal recht satt essen, ehe sie das Eichhorn alle wegholt.“ — „Ja,“ antwortete das Hähnchen, „komm, wir wollen uns eine Lust miteinander machen.“ Da gingen sie zusammen fort auf den Berg, und weil es ein heller Tag war, blieben sie bis zum Abend. Nun weiß ich nicht, ob sie sich so dick gegessen hatten, oder ob sie übermütig geworden waren, kurz, sie wollten nicht zu Fuß nach Haus gehen, und das Hähnchen mußte einen kleinen Wagen von Nußschalen bauen. Als er fertig war, setzte sich Hähnchen hinein und sagte zum Hähnchen: „Du kannst dich nur immer vor-

spannen.“ — „Du kommst mir recht,“ sagte das Hähnchen, „lieber geh' ich zu Fuß nach Haus, als daß ich mich vorspannen lasse: nein, so haben wir nicht gewettet. Kutscher will ich wohl sein und auf dem Bock sitzen, aber selbst ziehen, das tu ich nicht.“

Wie sie so stritten, schnatterte eine Ente daher: „Ihr Diebsvolf, wer hat euch geheißt in meinen Nußberg gehen? Wartet, das soll euch schlecht bekommen!“ ging also mit aufgesperrem Schnabel auf das Hähnchen los. Aber Hähnchen war auch nicht faul und stieg der Ente tüchtig zu Leibe, endlich hackte es mit seinen Sporen so gewaltig auf sie los, daß sie um Gnade bat und sich gern zur Strafe vor den Wagen spannen ließ. Hähnchen setzte sich nun auf den Bock und war Kutscher, und darauf ging es fort in einem Jagen: „Ente, lauf zu, was du kannst!“ Als sie ein Stück Weges gefahren waren, begegneten sie zwei Fußgängern, einer Stechnadel und einer Nähadel. Sie riefen: „Halt! halt!“ und sagten, es würde gleich stichdunkel werden, da könnten sie keinen Schritt weiter, auch wäre es so schmutzig auf der Straße, ob sie nicht ein wenig einsitzen könnten: sie wären auf der Schneiderherberge vor dem Tor gewesen und hätten sich beim Bier verspätet. Hähnchen, da es magere Leute waren, die nicht viel Platz einnahmen, ließ sie beide einsteigen, doch mußten sie versprechen, ihm und seinem Hähnchen nicht auf die Füße zu treten. Spät abends kamen sie zu einem Wirtshaus, und weil sie die Nacht nicht weiterfahren wollten, die Ente auch nicht gut zu Fuß war und von einer Seite auf die andere fiel, so lehrten sie ein. Der Wirt machte anfangs viel Einwendungen, sein Haus wäre schon voll, gedachte auch wohl, es möchte keine vornehme Herrschaft sein, endlich aber, da sie süße Reden führten, er sollte das Ei haben, welches das Hähnchen unterwegs gelegt hatte, auch die Ente behalten, die alle Tage eins legte, so sagte er endlich, sie möchten die Nacht über bleiben. Nun ließen sie wieder frisch auftragen und lebten in Saus und Braus. Frühmorgens, als es dämmerte und noch alles schlief, weckte Hähnchen das Hähnchen, holte das Ei, pickte es auf, und sie verzehrten es zusammen; die Schalen aber warfen sie auf den Feuerherd. Dann gingen sie zu der Nähadel, die noch schlief, packten sie beim Kopf und steckten sie in das Sesseltissen des Wirtes, die Stechnadel aber in sein Handtuch, endlich flogen sie, mir nichts dir nichts, über die Heide davon. Die

Ente, die gern unter freiem Himmel schlief und im Hofe geblieben war, hörte sie fortschnurren, machte sich munter und fand einen Bach, auf dem sie hinabschwamm; und das ging geschwinder als vor dem Wagen. Ein paar Stunden später machte sich erst der Wirt aus den Federn, wusch sich und wollte sich am Handtuch abtrocknen, da fuhr ihm die Stechnadel über das Gesicht und machte ihm einen roten Strich von einem Ohr zum anderen. Dann ging er in die Küche und wollte sich eine Pfeife anstecken, wie er aber an den Herd kam, sprangen ihm die Eierschalen in die Augen. „Heute morgen will mir alles an meinen Kopf,“ sagte er und ließ sich verbrießlich auf seinen Großvaterstuhl nieder; aber geschwind fuhr er wieder in die Höhe und schrie: „Auweh!“ denn die Nähadel hatte ihn noch schlimmer und nicht in den Kopf gestochen. Nun war er vollends böse und hatte Verdacht auf die Gäste, die so spät gestern abend gekommen waren; und wie er ging und sich nach ihnen umfah, waren sie fort. Da tat er einen Schwur, kein Lumpengesindel mehr in sein Haus zu nehmen, das viel verzehrt, nichts bezahlt, und zum Danke noch obendrein Schabernack treibt.

o o o

Tanzliedchen.

Von Friedrich Gull.

Hinter dem Müllersteg
steht 'n klein's Häusle;
drinnen rund um und um
hupfen die Mäusle.

Hinter dem Müllersteg
steht 'n klein's Häusle;
draußen rund um und um
hupfen die Geißle.

Hinter dem Müllersteg
steht 'n klein's Häusle;
droben rund um und um
hupfen die Zeisle.

Mäusle und Geißle und Zeisle —
rundum!

Verantwortlich für die Redaktion:
Frau Maria Jettin (Gumbel), Wilhelmshöhe,
Post Degerloch bei Stuttgart.
Druck und Verlag von Paul Singer in Stuttgart.